

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Gabriel Roth  
*Gleichung  
mit einer  
Unbekannten*

*Roman*  
*Aus dem Amerikanischen von*  
*Anna-Nina Kroll*

Diogenes

Titel der 2013 bei  
Waywiser Press, London,  
erschienenen Originalausgabe: ›The Unknowns‹  
Copyright © 2013 by Gabriel Roth  
Umschlagillustration: Jason Brooks,  
›Fragment‹, 2011 (Ausschnitt)  
Copyright © Jason Brooks /  
[www.jason-brooks.com](http://www.jason-brooks.com)

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2013  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
80/13/8/1  
ISBN 978 3 257 30022 2

## *Eins*

Ich brauche die absolute Kontrolle  
über meinen Optikblast, die mir mein  
Rubinquarzvisor gewährt.

*Scott »Cyclops« Summers, X-Men 136*

Wenn man auf eine Party geht, muss man den richtigen Zeitpunkt abpassen. Man will nach der flauen ersten Stunde ankommen, in der die Überpünktlichen betreten in der Küche herumstehen, aber rechtzeitig für die nächste Phase, wenn der Geräuschpegel eine gewisse Grenze überschritten hat und eine Rückkopplungsschleife auslöst, in der alle immer lauter reden, um die anderen zu übertönen. In einem solchen Augenblick kann man sich vorstellen, dass die Party hält, was der Begriff »Party« verheißt.

Als ich um 22.32 Uhr in Synthias Apartment trete, ist klar, dass diese Verheißungen nicht erfüllt werden. Eine einzelne Stimme schallt verloren aus der Küche über den leeren Flur und mischt sich mit dem leisen Scheppern eines Ghettoblaster. Im Schlafzimmer liegen traurig ein paar Mäntel auf dem Bett. Heute Abend werden die Leute herumstehen, Bier aus Plastikbechern trinken und sich über ihre Vorgesetzten oder Doktor-

arbeiten unterhalten, ehe sie nach Hause gehen und es sich selbst machen.

Ich füge der Sammlung meinen Mantel hinzu und gehe in die Küche, ich habe ein Geschenk und ein Six-pack Bier dabei. Bei so wenigen Gästen kann man sich nicht verstecken, sich nicht einfach an die Wand lehnen, als würde man auf jemanden warten. Auf einer gut besuchten Party ist es möglich, dreimal langsam durch die Räume zu laufen, sich an der Kloschlange vorbeizuquetschen und nach Hause zu gehen, ohne sich Vorwürfe machen zu müssen. Je weniger Gäste, desto mehr ist man selbst für Erfolg oder Misserfolg verantwortlich.

Cynthia hat meine Schritte gehört und kommt aus der Küche. »Du hast es geschafft!«, ruft sie, als hätte ich etwas Gefährlicheres getan, als in ein Taxi zu steigen.

Um sie noch einen Moment für mich allein zu haben, bevor ich mich der Runde vorstellen muss, lenke ich sie ins Schlafzimmer und präsentiere ihr die eingepackte Schachtel. Ich bin seit fast fünf Monaten reich. Sie löst das Klebeband und wickelt das Geschenk aus, als wollte sie das Papier später noch einmal benutzen. Als sie die Kamera erkennt, stößt sie einen Freudenlaut aus. Es dauert einen Augenblick, bis sie Marke und technische Angaben einordnen kann und versteht, dass es eine bessere Kamera ist, als sie zuerst dachte. »Warte mal, das ist doch viel zu viel«, protestiert sie.

Nach Cynthias zahlreichen wohlwollenden Eingriffen in mein Leben ist ein teures Produkt der Unterhaltungselektronik keine Verstiegenheit. Aber nichts am Reichsein ist so einfach, wie man es sich vorstellt.

»Ich kann's mir doch jetzt leisten«, sage ich.

Sie runzelt die Stirn, bemerkt dann aber meinen Gesichtsausdruck und mimt plötzlich die Inspirierte. »O mein Gott, ich weiß, was ich damit mache!«, ruft sie. »Bei der Arbeit kam mir neulich so eine Idee: Ich mache eine Fotostrecke von den Medikamenten meiner Patienten. Ein Foto pro Dosis, das sind fünf oder sechs am Tag, und am Ende das Gesicht des Patienten. Und die Pillen in Superdetailaufnahme, damit man die Oberflächenstruktur erkennt. Die Kapseln nämlich, die sind glatt und rot-blau wie Raketen, und Tabletten haben eine körnige, natürliche Oberfläche wie eine Sandskulptur.« Dieses fiktive Projekt war eigentlich nur ein Versuch, das Geschenk zu legitimieren, aber jetzt kommt sie aus der Nummer nicht mehr raus.

Cynthia hat vor ungefähr sechs Monaten entschieden, lesbisch zu sein. Es kam zugegebenermaßen nicht ganz unerwartet: In ihrer Wohnung hängt ein Bild von Claire Danes, und sie hatte mir von eher scherzhaften kleinen Schwärmereien für Frauen erzählt. Einmal sagte sie, sie bereue es, die Experimente im Studentenwohnheim ausgelassen zu haben, woraufhin ich mehr denn je bedauerte, nicht studiert zu haben. Und jetzt, wo sie fünfundzwanzig wird und es beschämend spät ist, hat sie sich geoutet. Ein kürzerer Haarschnitt steht wohl unmittelbar bevor, ebenso wie Sex mit einer Frau. Letzte Woche hat sie mit einer Einundzwanzigjährigen namens Ayelet rumgeknutscht.

»Ist sie da?«, frage ich.

»Ich glaube nicht, dass sie kommt«, erwidert Cyn-

thia und legt die Kamera aufs Bett. »Es ist noch nicht viel los. Viele Leute sind grad nicht in der Stadt.«

»Das hast du davon, dass du im Dezember geboren wurdest.«

In der Küche kenne ich zwei von acht Personen. Cynthias Mitbewohnerin Gretchen ist dünn und hübsch, hat aber kein Interesse an mir und unterhält sich mit einem glatzköpfigen Mann mit Hosenträgern. Am Kühlschrank steht Justin mit zwei Frauen. Justin ist Feuerwehrmann, so richtig mit Feuerwehrauto und allem. Er ist mit Cynthia aufs College gegangen, ist dann hierher gezogen, um Stadtplanung zu studieren, aber nach den Terrorangriffen letztes Jahr, als Amerika seine kleine Liebesaffäre mit Feuerwehrmännern hatte, hat er die Uni an den Nagel gehängt und beim San Francisco Fire Department angefangen. Seither liegt in seiner Art zu gehen das stille Selbstvertrauen von jemandem, der täglich dem Tod ins Gesicht sieht, unschuldige Leben rettet und sich ganz selbstverständlich als Mann wahrnimmt. Justin ist außerdem größer als ich. Er begrüßt mich, als ich das Bier in den Kühlschrank lege, und stellt mich den Frauen vor, mit denen er sich gerade unterhält. Hier mache ich den ersten einer Reihe von Fehlern, die dazu führen, dass ich in ein paar Wochen in einem mexikanischen Fastfoodladen stehen und beten werde, nicht erkannt worden zu sein.

Ich schüttele den dreien von rechts nach links die Hände und stimme meinen Händedruck auf das jeweilige Geschlecht ab. Rechts steht Lauren: schönes, lockig blondes Haar, große Knollennase, billige Khaki-

hose, die sie wahrscheinlich bei der Arbeit anhatte. Süß, schüchtern, arbeitet in irgendeinem Fürsorge-Job, ein bisschen unsicher, was ihr Gewicht angeht, hat ganz hinten im Kleiderschrank bestimmt ein paar wallende Deadhead-Röcke versteckt. Links steht Maya. Zierlicher Körper, zierliche Züge, kastanienbraunes Haar in einem zotteligen Bob, Bibliothekarinnenbrille. Ein angedeutetes Lächeln in den Augenwinkeln, das sagt: *Ich habe dich durchschaut und finde dich harmlos und ein bisschen lächerlich*. Die meisten Mädchen verwenden Jahre darauf, diesen Blick zu perfektionieren, ohne Mayas Können zu erreichen. Alles, was ich zu einer solchen Frau sagen könnte, würde wie eine blöde Anmache rüberkommen und in der Luft hängenbleiben, sobald es ausgesprochen wäre, daher fange ich eine Unterhaltung mit Lauren an.

»Woher kennst du Justin?«, frage ich.

»Wir haben mal zusammen ehrenamtlich beim *Irgendwas-irgendwas-Obdachlosen-irgendwas* gearbeitet«, sagt sie, während ich über die nächste Frage nachdenke.

»Und jetzt?«, frage ich. »Du hast doch nicht etwa aufgehört, deine Zeit an Obdachlose zu verschwenden?«

Lächeln. »Nein, ich war ein Jahr in Lateinamerika.«

»Tatsächlich? Wo denn in Lateinamerika?«, frage ich, weil es unhöflich wäre auszusprechen, was ich wirklich denke: *Was habt ihr weißen Mädchen eigentlich mit Lateinamerika?* Die Lateinamerika-Phase, die anscheinend alle Mädchen Anfang zwanzig durchmachen, die-



ser Versuch, das eigene Weißsein mit Frida Kahlo und Salsatanzen zu überwinden, war mir schon immer ein Rätsel. Während Lauren die altbekannte Litanei herunterbetet – Ecuador, Costa Rica, »die DR« –, verschwinden Maya und Justin, wahrscheinlich, um es im Badezimmer zu treiben oder so.

»Woher kennst du Cynthia?«, fragt sie mich.

»Wir waren zusammen auf der Highschool«, erkläre ich. »Ich kannte sie schon, als sie noch Cindy hieß und sich mit Jungs verabredet hat.« Den Witz über die Zeitverschwendung entschärfe ich lieber etwas. »Du arbeitest also bei der Obdachlosenhilfe?«

»Ich arbeite bei einer gemeinnützigen Organisation, aber meistens geht es um Wohnungsprobleme«, erwidert sie. »Was ist mit dir? Was machst du so?«

Das ist eine schwierige Frage, weil ich momentan überhaupt nichts mache, und was ich vorher gemacht habe, war eine Mischung aus Programmieren und Betriebswirtschaft, wobei Lauren Ersteres unzugänglich und Letzteres widerlich fände. Es gibt Frauen, die würde es interessieren, dass man eine Menge Geld hat, aber die wohnen nicht in San Francisco und arbeiten nicht bei gemeinnützigen Organisationen. Also sage ich: »Ich habe eine Internetfirma gegründet«, und zucke mit den Schultern, um zu bestätigen, dass das im Jahre 2002 im Raum San Francisco ziemlich klischeehaft ist.

Sie fragt, was das für eine Firma ist. »Wir haben ein Kundenprofilerstellungssystem entwickelt«, erkläre ich und hoffe, dass dieses trockene Wort zu einem Themenwechsel führt, aber sie ist hartnäckig.

»Stell dir vor, du würdest mit einem Viertklässler reden«, sagt sie stattdessen.

»Wir bieten zum Beispiel Rabatte an für Leute, die im Internet einkaufen«, fange ich an, »und im Gegenzug wird alles, was du im Netz machst – alles, was du liest, anklickst, kaufst – registriert, gespeichert und in eine Datenbank eingepflegt. Natürlich nicht deine E-Mails oder Bankdaten, aber alle öffentlich einsehbaren Aktivitäten im Internet. Diese Daten können dann mit denen Millionen anderer Leute verglichen werden, und so kannst du zum Beispiel als, sagen wir mal, Müsli-Espresso-Typ eingestuft werden, oder äh, Do-it-yourself-P.Y.T.«

»Wow«, sagt sie mit einem theatralischen Schaudern. Jetzt wirke ich etwas furchteinflößend. Aber das ist nicht unbedingt schlecht, vor allem, wenn man das Akronym-Kompliment »*Pretty Young Thing*« berücksichtigt, aber ich sollte lieber mit ein bisschen Selbstironie auf Nummer sicher gehen.

»Ich habe also ein Programm gebastelt, das diese Sachen sammelt und verwertet«, sage ich. »Und dann habe ich es an eine größere Firma verkauft, und jetzt langweile ich nichtsahnende Frauen auf Partys, die mich zu ihrem Leidwesen danach gefragt haben, was ich so mache.«

Ich beobachte sie die ganze Zeit. Ihr aufmerksam zuzuhören ist entscheidend, vor allem, wenn man über sich selbst redet und damit Gefahr läuft, so zu wirken, als würde man *nicht* zuhören. Als ich ungefähr dreizehn war, hörte ich, wie meine Mutter mit ihrer Freun-

din Stacey telefonierte und über den letzten ihrer Post-Scheidungs-Fast-Liebhaber redete, von denen jeder einen unüberwindbaren Makel hatte (keine Arbeit, zu viel Alkohol, ein Faible für Bürgerkriegsinszenierungen). Meine Mum verteidigte diesen Typen und sagte: »Ich weiß, ich weiß, aber er ... er hört mir zu.« Ich erinnere mich, dass Stacey sagte: »Das kann einiges ausgleichen« (ganz offensichtlich ein Hirngespinnst, sie waren ja am Telefon), und meine Mutter antwortete darauf: »Ganz genau.«

Ich möchte nach Maya sehen, für den Fall, dass sie sich gerade nicht unterhält, aber ich kann Lauren nicht einfach über die Schulter blicken, sonst wäre ich einer von diesen Typen, die einem dauernd über die Schulter blicken, wenn sie mit einem reden. Ich mache mir langsam Sorgen, weil diese Unterhaltung ziemlich gut läuft, und wenn sie noch länger andauert, ist Maya tabu. (Ich nehme an, dass es eine unausgesprochene Wettbewerbsklausel gibt, wenn sie Freundinnen sind.) »Ich hole mir mal was zu trinken«, sage ich. »Brauchst du irgendwas?« Sie hat ihren Wodka-Cranberry kaum angerührt, also kann ich in Ruhe ans andere Ende der Küche schlendern und einen Blick auf die Leute im Flur werfen. Die Gästezahl ist zwar gewachsen, aber nicht gerade wie in der Bevölkerungstheorie von Malthus, was aus dem gemütlichen Beisammensein eine richtige Party gemacht hätte. Gretchen lehnt an der Spüle und unterhält sich mit zwei Frauen, die die Arme um die Hüfte der jeweils anderen geschlungen haben. Sie sehen aus wie eine komplizierte Variation der Butch-/

Femme-Stereotype: Die eine trägt ein enganliegendes Kleid und zu viel Make-up, die andere eine Baseballkappe und tiefsitzende Jeans, Erstere ist allerdings massig und behaart, wohingegen ihre Partnerin spindeldürr und zart ist und irgendwie atemberaubend. Schwer zu sagen, ob dieses Arrangement absichtlich ironisch ist oder nur eine ungewöhnliche Überkreuzung von Körperbau und sexueller Selbstidentifikation. Von den Neuankömmlingen erkenne ich nur einen Arbeitskollegen von Cynthia, der mal versucht hat, sich mit mir über Hip-Hop zu unterhalten. (Gewisse Arten von Hip-Hop mochte er, andere aber nicht.) Ich stehe an dem kleinen Tisch voller Flaschen und kippe Cola in Whiskey, als plötzlich Maya neben mir auftaucht.

»Machst du mir einen Gin Tonic?«, fragt sie. Ihre körperliche Nähe ist überwältigend.

»Klar«, antworte ich. Es muss mehr zu sagen geben, aber mir fällt einfach nichts ein.

Maya sagt: »Danke«, dreht sich um 180 Grad und unterhält sich weiter mit Justin. Als ich ihr den Drink eine Minute später hinhalte, nimmt sie ihn, ohne das Gespräch zu unterbrechen und danke zu sagen – eine Art Nicht-Flirten und damit eine Art zu flirten, ein müheloser Dreieckstrick, der Hoffnung und Eifersucht in beiden Männern aufkeimen lässt. Volltreffer, Maya.